

Was bedeutet das alles überhaupt

Literaturwettbewerb 2012/13
der Erik-Neutsch-Stiftung

Texte von Preisträgern

neues leben

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Mit freundlicher Unterstützung der Rosa-Luxemburg-
Stiftung und der Erik-Neutsch-Stiftung

ISBN 978-3-355-01822-7
© 2014 Verlag Neues Leben, Berlin
Umschlaggestaltung/Satz: Verlag
Cover-Foto: Robert Allertz

Neues Leben Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Neue Grünstr. 18, 10179 Berlin

Die Bücher des Verlags Neues Leben
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.verlag-neues-leben.de

Inhalt

Vorbemerkung	7
Maik Gerecke, Die Gestirne	11
Lisa Reichmann, Der Nebel und danach die Schatten	50
Eva Hoffmann, Novemberrosen	81
Karolin Bettge, Fehler	126
Boris Matić, Was bedeutet das alles überhaupt –	154
Franziska Hipp, Blue Bald Eagle	186
Sunya Baaroun, Blutroter Frühling	227
Daniel Zipfel, Wartezeit	241
Daniela Steinert, Herbst	262
Filiz Penzkofer, Das Wartehaus	275
Eberhard Panitz, Zum Wettbewerb für junge Autoren der Erik-Neutsch-Stiftung 2012	287
Biografien	293
Preise	295

Preise

Daniela Steinert erhielt für ihren Beitrag »Die Geschwätzigkeit der Jahreszeiten. Oder: Warum nicht?« den ersten Preis der Jury. Der hier abgedruckte Text »Herbst« ist ein Auszug aus diesem Beitrag.

Eben falls einen ersten Preis erhielt Boris Matić für »Was bedeutet das alles überhaupt«

Ein zweiter Preis wurde nicht vergeben. Den dritten Preis erhielt Karolin Bettge für ihren Beitrag »Fehler«.

Daniela Steinert
Herbst

Doch es wird Zeit! Sie sollten langsam eine Vorstellung von Ihrer Zukunft bekommen, lange haben Sie dafür nicht mehr. Verstehen Sie Ihre Situation, Sie müssen aufwachen aufwachen. Bitte nehmen Sie unsere Angebote Angebote Angebote wahr, um Ihr Profil Ihr Profil zu erfassen, Ihre Fähigkeiten zu unterstützen. Wir wissen doch, dass Sie nicht dumm sind, doch Sie müssen uns schon entgegen kommen. Wenn sich Ihre Fehlzeiten, Ihre Fehlzeiten, Ihre Fehlzeiten nicht verändern, müssen wir aktiv werden und das wollen wir doch nicht, oder, oder? Zeigen Sie uns, was Sie können, zeigen Sie uns, wer Sie sind, und wir werden das schon schaukeln das mit den Noten, ach, den Noten, Sie wissen schon. Heute kommt es darauf doch gar nicht mehr an, Ihre Persönlichkeit ist wichtig. Zeigen Sie uns Ihre Bereitschaft, wir müssen doch nur sehen, dass Sie es wollen, dass Sie es WIRKLICH SELBST WOLLEN, und seien Sie authentisch, seien Sie JEMAND, seien Sie IRGEND JEMAND!

Der lange Flur des zweiten Stockes grenzt unmittelbar an den neu gebauten Teil des Schulgebäudes an. Steinboden geht in Holzdielen über. Die Erweiterung des viereckigen Baus, der von innen liebevoll gestaltet wurde, war nötig, weil dieses wie jedes andere Gymnasium in der Umgebung in den letzten Jahren von Neuzugängen überschwemmt wurde. Seitdem jedes Jahr die Anzahl derjenigen Jugendlichen sinkt, die nach einer Laufbahn in der Hauptschule einen Abschluss oder gar einen Ausbildungsplatz erhalten, schickt alles, was irgendwie kann, den Nachwuchs in die Schulen, die »Höheres« verspre-

chen. Die Hauptschulen, von denen es eine in jedem größeren Dorf gibt, dienen seitdem der öffentlichen Abschreckung. Nun also laufen meine Füße über begehrttes Parkett, vorbei an Klassenräumen, aus denen hin und wieder einzelne Stimmen dringen. Hinter den Türen wird miteinander gerungen, denn der Apparat muss nachweislich greifen. Ein bunter Schulranzen hängt an einem Kleiderhaken. Er scheint vergessen worden zu sein oder jemand aus der Oberstufe hat einen Kleinen geärgert. Die gelben Smileys auf blauem Hintergrund erinnern mich an meine Grundschullehrerin, die früher viele solcher lachenden Gesichter in meine Schulhefte geklebt hatte. Mittlerweile ist sie in Rente und ihre ehemals Hochgelobte so eben aufgestanden und in schludrigen Jeans auf dem Weg, um wenigstens noch zum dritten Kurs des heutigen Tages pünktlich zu kommen. Latein sollte ich lernen, das wäre kein Problem für mich, hatte sie gesagt. Bei dem Gedanken daran muss ich in mich hineingrinsen. *Alea iacta est*. Zwar sind die Würfel meines Lebens gerade erst ins Rollen gekommen, doch angesichts meiner nur begrenzt erfolgreichen ersten Etappe sind bereits jetzt viele Türen geschlossen. »Was solls«, sagt meine Freundin Johanna immer, »nur Spießherren wollen Ärzte werden.« Was für ein Genuss, dass das Ende dieser Zeit endlich absehbar ist. Mit Widerwillen erinnere ich mich an Unter- und Mittelstufe, an das verzweifelte Hecheln nach Leistung. Sehr schnell hatte ich mich damals von dem Gedanken verabschiedet, gut zu sein und verlegte mich auf die Strategie, irgendwie durchzukommen. Die Klassen teilten sich auf in die oberen zwanzig Prozent, die große Mitte und die unteren zwanzig Prozent. Wir waren den Notenmachenden völlig ausgeliefert. Wie Martin, kommt es mir plötzlich in den Sinn. In der letzten Nachhilfestunde, für die ich zu ihm kam, hatte ich sicher auch diesen Gesichtsausdruck, wie ich ihn von meinen LehrerInnen nie leiden konnte: streng, weil ängstlich. Wir saßen

in seinem Kinderzimmer am Schreibtisch, Martin blödelte rum, zeigte mir seine neuesten Miniaturautos und ignorierte meine ständigen Mahnungen, beim Thema zu bleiben. Mir blieb keine andere Wahl, ich habe ihn spontan einen Test schreiben lassen, Noten gegeben, mit seinen Eltern gedroht. Sein Kindergesicht wurde ganz ernst, als meine Stimme anstieg, um ihn zu bändigen. So sieht er auch immer seine Eltern an. »Lies Zeitung, sonst weißt du nichts von der Welt!«, sagt sein Vater immer zu ihm. »Immer sag ich das zu dem Jungen, dass was aus ihm werden muss, aber das geht zum einen Ohr rein und zum anderen raus.« Martins Welt, als ob die in einer Zeitung stünde. Als ob die Wirklichkeit irgendwo in den Köpfen der Macher, der Erwachsenen, stünde. »Mich kotzt das an!«, kommentiert Martin seinen Vater und er zeigt mir, wie er das dicht bedruckte Papier durch die Luft wirft, wenn er echt keine Lust hat, da so langweilig draufzustarren. Klar, was sie denken. Er hat keine Meinung, nur Trotzreaktionen. Er hat keine Gründe, nur Ausreden. Er hat keine Ahnung, nur kindliche Dummheit. »Wofür soll das denn gut sein?« Wenn er das fragt, sagt der Papa immer nur, er solle die Zeitung gefälligst wieder aufheben. Ruhige Stimme, gefasst, kühl. Aufstehen, Stuhl rücken, drei Schritte. Zurück zum Tisch, Blick nach unten. Viel versteht er nicht, sagt Martin. Nur, dass sich im Politikteil ständig Männer die Hände schütteln, und das ist so wie auf dem Schulhof, da machen das die coolen Jungs auch. Mensch, Mensch, grummelt der Vater, wenn er die Wirtschaft liest. Alles wird schlechter. Martin weiß, dass die Arbeitslosen immer mehr und die Aktien immer weniger werden. Und dass beides schlimm ist. Er erzählt viel, wenn er keine Lust hat, sich an die Übungen zu setzen, die ich ihm vor die Nase lege. Meistens wird es dann gerade schon dunkel. Er hat beinahe den gesamten Tag in der Schule verbracht: Unterricht und Nachmittagsangebote. Ich fühle mich hilflos, wenn er dann seinen Kopf auf den

Schreibtisch legt und mit dem Füller Kästchen auf meinen Übungszettel malt. In der letzten Woche fragte er mich nach Naisha, warum sie so dunkle Haut hat und woher sie kommt. Warum sie kaum Deutsch spricht und was das bedeutet, wenn man flüchtet. Erst vor einem Jahr ist sie in seine Klasse gekommen. Ihre Schulaufgaben sind meistens voll von der roten Tinte der Lehrerin und alle wissen, dass sie eine Drei ist. Eine Drei zu sein, das weiß jeder, das ist schlecht für die Zukunft. Die Zahlen haben sich seine KlassenkameradInnen selbst einfallen lassen, erzählt Martin, weil jetzt am Beginn der vierten Klasse alle darum wetteifern, wer denn das mit dem ersten Karriereschritt erfolgreich bestreitet. »Jan sagt, ich bin eine Zwei und komme auf die Realschule, aber die Mädels nennen mich trotzdem Looser. Die sind fast alle Einser.«

Gerne würde ich Martin die nächsten Jahre ersparen und ihm die Wahrheit sagen. Dass die Noten anfangen werden, die Freundschaften zu bestimmen. Dass belanglose Zahlen ihn so lange erniedrigen werden, bis er weiß, wohin er gehört. Dass er gar nicht früh genug zu streiten beginnen kann. Dass er weder in Schulbüchern noch in Zeitungen finden wird, was er sucht. Stattdessen aber kommen die altbekannten Worte aus meinem Mund: Alles, was sie dir sagen, ist wichtig. Ich stelle mich in den Dienst des Systems, spreche dessen Sprache: Du musst vorankommen, du wirst alles noch mal brauchen. Du lernst fürs Leben. Und als Sahnehäubchen das Werben für die zwei großen Ziele: Geld und Fortpflanzung. »Du willst dir doch irgendwann ein Auto kaufen, oder? Wenn du keinen anständigen Beruf hast, dann geht das aber nicht. Willst du mal ein Haus, eine Familie?« Wenn er mich anblickt, frage ich mich, ob ich das auch war, so ohne Wünsche. So viel Realität in diesem kleinen Körper. Dann drehe ich mich schnell weg. Keine Diskussion mehr. Das Einmal-eins ist leichter zu verstehen. Aufgabe, Lösung. Die ganze

Welt in Zahlen gepackt. 42. Wenn ich das Haus von Martins Eltern verlasse, fühle ich mich aufgebraucht. Lügnerin! Bus fahren, aussteigen, Erleichterung: keine Kinder irgendwo.

Auch jetzt auf dem Schulflur begegnet mir niemand. In den oberen Etagen verströmen hohe Fenster und helle Farben eine freundliche Atmosphäre. Beinahe fühle ich mich aufgehoben. Im dritten Stock lasse ich die Schultoiletten rechts an mir vorbeiziehen, aus denen oft der beißende Geruch heimlich gerauchter Zigaretten bis ins Treppenhaus schwappt. Bevor ich die schwere Tür zum Kursraum öffne, entnehme ich aus den an den Wänden verschraubten Aufstellern die Werbeprospekte. Heute verspricht ein privates Förderprogramm mit Zahnarztlächeln den gut betuchten Familien eine goldene, chancenreiche Zukunft für ihre Zöglinge. »Ihre Verantwortung, unser Auftrag«, prangt in breiten Lettern auf der ersten Seite. Aufgeklappt zeigt die Innenseite der Broschüre dem geneigten Leser, wie das Zielbild für die jungen Zukunftsträger aussieht: Zwei ungefähr Zwanzigjährige in Jackett und leger-stilsicherer Beinbekleidung laufen lächelnd durch einen hellen, vornehm wirkenden Büroflur. Ich beschließe, die Prospekte wie jede Woche in den großen Papiertonnen unserer Nachbarn zu entsorgen.

Noch ein letztes Mal hat die Schule wieder begonnen. Im nächsten Jahr werde ich woanders leben, so viel ist sicher. Die vergangenen Schulferien liegen bleiern hinter mir. Einen merkwürdigen Sommer verlassen wir, einen Sommer, der einem zuruft, wegzugehen von hier, indem er uns viele Tote eingebracht hat. Ein Sommer, der unsere Fragen nach der Zukunft in ein neues Licht rückte. Nicht nur die Anzahl der Selbstmorde war dieses Jahr verwunderlich, sondern auch, dass beinahe alle der Lebensmüden den Tod durch Erhängen wählten und nicht, wie die Jahre zuvor, eine bunte Mischung an Selbstzerstörung sein Unwesen trieb. Mitte August waren

es bereits vier tote, ausschließlich männliche Jugendliche und der Sommer war gerade erst auf seinem Temperaturhoch angelangt. Eine zu große Zahl angesichts der ländlichen Bevölkerungsdichte. Es schien, als mache die Fröhlichkeit der erblühenden Natur das eigene Verlorensein erst greifbar. Die ausgezehrten Körper trotteten durch flirrende Lebendigkeit oder bewegten sich in klimatisierten Wagen durch übermächtiges Grün. Im ewigen Schwül stauten sich Abgase als undurchdringbare Schwaden in der Luft, die Augen und Lunge reizten und klebrige Haut angriffen. Schwindel überzog alles mit einem surrealen Nebel, der die Todesnachrichten als Meilensteine auf dem Weg zur Endzeit beschrieb. In meinen Träumen hingen Körper wie überreife Früchte an Bäumen. Wir waren ausgeschlossen vom Lauf der Natur und hechelten in verdunkelten Zimmern umher, bis der erlösende Abend den überhitzten Gehirnen Milderung versprach. Kühl aufziehende Luft war schließlich voller Einsamkeit, wenn wir aus unseren Löchern gekrochen kamen und uns zusammenrotteten wie Kaninchen. Wir konnten nur warten. Ein entfernter Bekannter, den ich über meinen Freund Benny kennengelernt und einige wenige Male zu Gesicht bekommen hatte, bemühte einen Ledergürtel als Reißleine. Erst ein paar Wochen vorher war er aus einer Entzugsklinik entlassen worden und anders als sein Vater, der bis heute keinen Lebenssinn außerhalb des Rausches kennt, ging er trockenen Fußes durch sein neues Leben. Als ich ihn zum letzten Mal sah, zeugten Gesichtsfarbe und gepflegtes Äußeres von einer großen Veränderung. Und dennoch war für ihn die Nüchternheit der Existenz nicht zu ertragen. An dem Abend, an dem er sein Leben beendete, trank er exzessiv. Alles Weitere bleibt auf ewig sein Geheimnis. Die schweigende Tat des besten Freundes brachte Benny erneut auf Droge und an den Rand des psychotischen Wahns, doch wider Erwarten überlebte er. Nachdem er eine unfreiwillige Entgiftung in einer ihn vor

sich selbst bewahrenden Zelle hinter sich gebracht hatte, trampfte er in Richtung Sizilien. Für ihn war hier nichts mehr zu geben und so höhlte das Leben uns Zurückgebliebene immer weiter aus. Außerhalb der Städte, abgeschieden vom real life, lebten wir mit dem Blick auf befreiende Nächte. Wir klammerten uns aneinander an dem Ort, an dem wir sein konnten: einer kleinen Kneipe am Rand der Gesellschaft, in einem ansonsten unscheinbaren Dorf. Das alte Fachwerkhaus, in dem wir, eine kleine Gruppe meiner Klasse, bereits die beiden letzten Jahre unsere Jugend verbrachten, verharrt in den 70er Jahren und sammelt seitdem alles auf, was an Traumtäncern, Aufgegebenen und funktionierenden MitbürgerInnen Zuflucht sucht. Jenseits unserer bezwingenden Einzelkäfighaltung versöhnt dieses Haus Seele mit Welt, weil es einen Hauch von Tiefe und Vielfalt über uns ausbreitet – inmitten all der verblödenden Engstirnigkeit, die uns ansonsten von den dazu Berechtigten oder im Fernsehen aufgedrängt wird. Schlaflose Nacht ist hier Garantie für einen nächsten Tag. Eher einem sozialen Projekt als einer Absteige ähnelnd, bringen sich die Generationen und die Schichten zusammen, Grenzen werden überwunden, weil alle, die in dieses Zeitloch eintauchen, aussteigen aus der schmerzhaften Standardisierung und dem vernichtenden Strom der Alltags-ödnis. Der unkonventionelle und mit seinen Stammgästen in Hassliebe verbundene Wirt Klaus ist ein verschrobener aufgedrehter Öko-Hippie, dessen Launen meist fatal sind, der uns aber schalten und walten lässt, als wären wir Bewohner einer gemeinsamen Kommune und nicht pleite Besucher eines Gasthauses, die auf Pump trinken. Durchdrungen von Trockenheit und Leichendunst hatten wir bisher auch diesen Sommer auf dem Fundament von Klaus' Auffangbecken überstanden.

Als sich der zweite und der dritte junge Mann den Strick nahmen, dachten wir, unsere Generation habe ihr Soll nun

erfüllt. Stattdessen folgte ihnen Ende Juli ein weiterer Junge, ein Nachbar meiner Freundin Selina, der zwei Jahrgangsstufen unter uns das Gymnasium besuchte. Wir hörten über seinen Tod nur Geschichten vom Notendruck der Eltern, doch an so etwas glaubten wir nicht. Leere muss sich festbeißen, um nur noch sterbend leben zu können. Lange rätselten wir über die Motive des Sechzehnjährigen. Denn so viel Unverständnis die Vorfälle mit sich brachten, so magisch zogen sie uns auch an, wurden zu Gegenständen unserer naiven Erkenntnisse. Für mich waren sie alle beneidenswerte Helden, weniger feige als wir Unentschlossenen, die wir nicht richtig zu leben wagten und unsere Zeit mit lächerlichem Warten und vergebener Hoffnung absaßen. Da draußen gab es nichts, was locken konnte. Seit drei Jahren tobte der »Krieg gegen den Terror« über die Bildschirme und die Jahre unserer Politisierung warfen uns hinein in ein neues Zeitalter imperialer Kriegsführung, deren Verantwortliche im Begriff waren, ganze Bevölkerungen im Namen des Guten und der Demokratie abzumetzeln. Unsere ersten Demonstrationen in den Jahren zuvor, für die wir aufständisch die Schule geschwänzt und in der Stadt mit bemalten T-Shirts »Nie wieder Krieg!« geschrien hatten, hatten natürlich nichts verändert – außer uns, die wir die Energie gemeinsamer Ziele entdeckt und uns am Tag des Kriegsbeginns im Irak heulend in den Armen gelegen hatten. Seitdem saßen wir gelähmt vor Nachrichtenbildern und versuchten, Inhalte in Realität zu übersetzen. Explosionen im Rücken von Bericht erstattenden Fernsehreporterinnen und Dokumentationen von der Front lieferten uns den Krieg eins zu eins in die Wohnzimmer, und doch war das vermeintlich Sichtbare irrealer als jeder Geschichtsunterricht. Die Präsenz dieser amerikanischen Übermacht war gruselig und kaum verständlich. Bereits zu Beginn der Afghanistaninvasion hatte uns ein Lehrer von Öl und Pipelines erzählt und von den

Ländern, die seiner Einschätzung nach die nächsten Ziele der USA werden würden: Irak und Iran. Wie in einem schlechten Film beobachteten wir die Erfüllung seiner Vorhersagen. Bezweifelten wir bereits die der Welt dargebotene Geschichte des Anschlags vom 11. September, so begann spätestens seit dem vermeintlichen Fund von bedrohlichen Massenvernichtungswaffen im Irak die Zeit, in der ich keinem von PolitikerInnen geäußerten Satz mehr Glauben schenkte. Prägend sollte für uns die Erfahrung sein, dass ganze Erdteile aufgrund von Scheinwirklichkeiten mordeten. Misstrauen wurde unser grundlegender Begleiter. Unbändiger und zielloser Hass mischte sich ein in die ohnmächtige Betrachtung der Nichtstuerie der Welt angesichts der Blutbäder, die Amerika & Co. in »gezielten Luftanschlägen« anrichteten. Die Unwirklichkeit dieser Politik der Lügen, der Ekel, den ich dieser Welt gegenüber empfand, und das Wissen um unaufhaltsame Großmächte wirkten wie ein Beschleuniger für das Erwachsenwerden. Zumindest wurden wir ernster und betrachteten die Welt, als ob es dahinter eine zweite gäbe, eine echte, die von wenigen Menschen gestaltet wird, welche die Geschichtsbücher schreiben und uns zwingen, falsche Sätze und Fakten auswendig zu lernen. Im großen Ganzen des offensichtlich Machtlosen erlebten wir die Selbstmordfälle unserer unmittelbaren Umgebung als logische Schlussfolgerungen der über alle Maßen dreckigen Lebensrealität der älteren Generationen, in die wir gerade hineinwachsen sollten. Wir weigerten uns, Rollen in diesem Spiel anzunehmen, und isolierten uns im Niemandsland wie die bereits Verlebten, mit der festen Absicht, es keinesfalls wieder zu verlassen. Nichts wartete auf uns, was jemals wieder so richtig sein konnte wie all das, was wir bereits hatten. Unser Festsetzen in kollektiver Aussichtslosigkeit bewirkte vor allem eines: Angst vor all dem, was auf die im Leben Verweilenden warten würde. Wir wussten, dass wir in kür-

zester Zeit unseren Schulabschluss machen und einen Grad an Erwachsenenheit erreichen würden, den wir nicht annehmen wollten.

In jeder Hinsicht sind wir Zwischenkinder: Die Eltern aus der aufgestiegenen Arbeitergeneration, die hart um Status ringt, den Abstieg im Nacken, der immer bedrohlicher wird. Am Ende unserer Schulzeit gehören wir zu einer aufstrebenden Elite, ohne zu wissen, was das heißt, wie das geht und vor allem, ohne dass wir es wollen. Unser unpassender sozialer Stand bedeutet für uns einen peinlichen Rückzug vor dem, was vor uns liegt, weil wir vieles besitzen, nur nicht Mut und Selbstvertrauen. Zwischen denen, die immer schon hatten, und denen, die immer schon waren, hängen wir haltlos, sehen keine vollen Töpfe und beäugen Erfolg mit Misstrauen und Angst. Die schnell tickende Welt um uns herum scheint uns Jahre voraus, doch plötzlich steht inmitten bisheriger Unmöglichkeiten und trotz des ständigen Geldmangels angeblich alles offen. Die Entscheidung ist jetzt die zwischen dem Sprung ins Leben mit dem Risiko des Versagens, und dem Verharren in der Zwischenzeit, was weniger vermessen und weitaus erfüllender scheint. Wir wählen Letzteres. Mit uns wächst eine Generation heran, der Frustration und Rückzug näher liegen als Rebellion, Tränen und Verzweiflung näher als Wut, Erstarren vor Furcht und Versagensangst näher als ein selbstbestimmtes Leben. Es endet, bevor es anfängt, so scheint es. Und dieser zurückliegende Sommer ist der Beweis.

Selinas Nachbar hatte sein Seil an einem Deckenbalken befestigt in dem elterlichen Haus, das sich noch im unbewohnbaren Rohbau befand. Der Rest der Familie zog niemals dort ein, es steht nun als Denkmal inmitten spießbürgerlicher Reihenhäuser, eine Mahnung an die Saubermenschen, die stets die Augen vor ihren Sprösslingen verschließen, sobald

diese eigenen Willen und Sexualität ausbilden. Die tatsächliche Erschütterung dieses Jahres aber war ein Tod, der außerhalb der Reihe geschah, und das nicht nur hinsichtlich der gewählten Methode – er erschoss sich mit einem Jagdgewehr –, sondern vor allem wegen seines Alters: Günther A. war Mitte fünfzig, seit Jahrzehnten verheiratet und Vater zweier bereits erwachsener und ausgezogener Töchter. Unter der Woche trieb es ihn oft zu Klaus. Selina und ich hatten Probleme mit ihm. Wir schmissen diesen Sommer beinahe durchgängig die Theke und er fiel häufig unangenehm auf. Im Gegensatz zu den andern Männern seines Alters, die ähnlich oft an unserem Tresen saßen und am Ende der Nacht kaum noch stehen konnten, betrank sich Günther A. höchst selten. Schweigend, wie er meist seine Stunden verbrachte, mussten wir auch keine gelallten Liebesschwüre über uns ergehen lassen. Wesentlich störender aber als die normale Einsamkeit der Sehnsüchtigen war es, dass er von Zeit zu Zeit aufdringlich und schmierig wurde. Er bedrängte uns mit seiner zwanghaften Suche nach körperlicher Nähe, und nachdem ich zum wiederholten Male seine Hand auf meinem Hintern und seinen schlecht riechenden Atem an meinem Hals spürte, entschied ich mich dazu, ungewohnt laut auszurasten, und schrie ihm in leere Augen. Seitdem ignorierten wir ihn und merkwürdigerweise verspürte ich dabei keinerlei Gewissensbisse, obwohl er fernab seiner Übergriffigkeit ein liebenswerter, zutiefst schüchterner Mensch war. Diese Dinge schließen sich niemals aus. In dem kleinen verrauchten Kneipenraum mit seinen fünf Tischen und den üblichen Verdächtigen gehörte Günther A. zum Inventar wie auch das bunte Chaos, das Klaus in seinem Sammeldrang nach allen auffindbaren Skurrilitäten um uns herum anordnet. Auch alle Geschenke, die er jemals und aus allen Ecken der Welt von Freunden, Stammgästen oder Bands erhalten hatte, finden in Gasträum, Flur und Konzertsaal ihre Bühne. So ist die

Kneipe mit den Jahren zu einer Fläche der Erinnerung geworden, zu einem Museum eines Lebens, das sich nicht mehr trennen lässt von den Geschichten so vieler anderer, die hier Berechtigung, Wärme und Freundschaften erfahren. Wem im Dasein nichts geboten wird, kommt zu Klaus, um die Kälte zu vertreiben und Teil einer verstreuten Gemeinschaft zu werden. Günther A. saß meist recht verloren zwischen all dem Lebendigen. Er war einer der Stammgäste, die unregelmäßig und ohne Begleitung kamen, sich niemals verabredeten. Der langjährige Zufall führt oft die Richtigen zusammen, die sich mehr zu sagen haben als die üblichen Begrüßungsfloskeln. Wenn es hier überhaupt jemandem gelang, alleine zu bleiben, dann aber war er es, oft schien sein Blick selbst in Gesellschaft ziellos. Einsamkeit ist dann besonders schmerzhaft, wenn Nähe nichts mehr ausrichten kann am eigenen gebrochenen Treiben und Isolation immer engere Kreise zieht. Wie ein Sog treibt es dann die Sehnsucht immer tiefer in sich selbst hinein und das Leiden intensiviert sich, weil es von jeglichem Außen abgeschnitten wird. Einmal abgeschottet, wird jedes Wort schwer und unsagbar. So berührte Günther A. sich mit anderen und blieb doch einsam mit seinem Dämon. Schließlich kam er längere Zeit nicht mehr und ich erfuhr es bei einer Thekenschicht am Wochenende, als der Abend noch jung und der Gastraum leer war – von Klaus, der solcherart Todesfälle so schnell wie irgend möglich aus seinem Bewusstsein verbannt. Sicher hat er als Nachkriegsgeneration und junger Erwachsener zur Flower-Power-Zeit bereits viele gescheiterte Existenzen begraben müssen.

Günther A. hatte sich in einem leerstehenden Nebengebäude des Hofes, den er mit seiner Frau und einigen Haustieren bewohnte, erschossen. Zu einer Tageszeit, zu der seine Frau und die meisten Nachbarn bei der Arbeit waren, so dass er nicht unfreiwillig ins Leben zurückgeholt werden konnte. Er starb in dem Haus, in dem er über ein halbes Jahrhundert

zuvor geboren wurde und dessen Grund und Boden er niemals verlassen hatte. Am Ende seiner Einsamkeit wollte er nicht alleine gehen und er nahm den Schäferhund des Hofes, der ihm nicht von der Seite wich, mit. Nebeneinander ruhend fand Günther A.s Frau die beiden Körper, als sie noch warm und die Blutlachen noch nicht getrocknet waren.

Sein Ableben konnte für uns nur überraschend sein und dennoch war niemand erstaunt. Die Zeit trug dieses Schicksal untrennbar in sich, es war der Sommer der nicht enden wollenden Sehnsucht. Die letzten Tage der Ferien verbrachten wir zusammen, geleitet von der irrigen Annahme, bald würde der Herbst ungeschehen machen, was die Hitze in uns eingebrannt hatte.

Günther A. hatte uns den Beleg geliefert für das, was wir in so vielen zerfurchten Gesichtern schon lange vermuteten: dass nämlich der Kampf um sich selbst in dem großen Nichts dieser seelenlosen, auf Erfolg und Geld versessenen Gesellschaft nicht etwa ein Phänomen unserer Jugend darstellt, und dass die Verzweiflung nicht verschwinden, sondern lediglich einem stumpfen Alltag weichen wird. Dass dieser Sommer einen lebenslangen Begleiter abgeben möchte, das vermuten wir bereits jetzt, wenige Wochen nachdem die Hitze abgeklungen ist und uns der Alltag wieder in Empfang nehmen möchte. Wir blättern in Informationsmaterialien zu zukunfts-, also gewinnbringenden Studienmöglichkeiten und fühlen uns angesichts der kommenden Zwänge so alt und schwer wie die Kneipe um uns herum wirkt. Mit dem verranzten Mobiliar und den riesigen Stützbalken, die bereits große Risse aufweisen, welche das Holz über seine gesamte Länge spalten, lässt das Haus vermuten, dass auch unsere Zeitlosigkeit nicht für die Ewigkeit erbaut worden ist.